

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I.

Um die geschichtliche Wahrheit der Evangelien. Der außerhalb der englischen Hochkirche stehende Neutestamentler C. H. Dodd, Professor in Cambridge und mehrmals zu Sondervorlesungen an andere englische und amerikanische Universitäten berufen, schrieb im »Bulletin of the Rylands Library Manchester« (April 1938, S. 122 ff.), da man in England den Radikalismus der deutschen historisch-kritischen Schule nie so ganz mitgemacht habe, werde man durch die ebenso radikale Abkehr protestantischer Theologen vom »Historismus« zum »Glauben« weniger in Mitleidenschaft gezogen. Die englische Theologie habe im allgemeinen daran festgehalten, daß die Evangelien »als Bekenntnisse des Glaubens an Jesus Christus und zur Bewirkung dieses Glaubens in den Lesern« geschrieben wurden, nicht zur bloßen Mitteilung von Ereignissen der Vergangenheit, sondern als »Zeugnis der Offenbarung Gottes«. Heute vergrößerten jedoch manche der eifrigsten Vertreter dieser Auffassung, »daß sie keineswegs von der Pflicht befreit, die geschichtliche Frage zu stellen und wo möglich zu beantworten«. Die Evangelien seien allerdings in erster Linie religiöse Urkunden, aber »zu den Wesenszügen des Christentums gehört, daß es eine geschichtliche Religion ist, daß es für eine Offenbarung Gottes innerhalb der Geschichte Zeugnis ablegt. Man urteilt nicht unbillig, wenn man behauptet, manche Theologen der neuen Richtung kämen aus Furcht vor dem Historismus unvorsichtig in die Nähe eines neuen Dokerismus. Es gibt Religionen, für die das Geschichtliche ohne Bedeutung ist, sie bleiben ganz auf der Ebene zeitloser Wahrheit. Die christliche Religion kann das nicht. Sie ruht auf der Behauptung, daß sich ‚unter Pontius Pilatus‘ eine Reihe von Geschehnissen ereignete, durch die Gott selber sich als für die Rettung der Menschen tätig offenbarte. Die Evangelien wollen als Grundurkunden dieser Religion bezeugen, was damals geschehen ist. . . . Deshalb bleibt es für einen Erforscher des Christentums eine brennende Frage, ob dieses Zeugnis wirklich wahr ist.«

Am Schlusse ausführlicher Darlegungen gelangt Dodd mit äußerster Sorgfalt zu folgendem Ergebnis: »Wir dürfen hoffen, beweisen zu können, daß im vierten Jahrzehnte des ersten Jahrhunderts die christliche Kirche um den Mittelpunkt einer Überlieferung empormuchs, die in all ihren Ausdrucksformen – Predigt, Erzählung, Unterricht, Kult – eine immerwährende Darstellung von Jesus Christus ist, von seinem Wesen, seinen Zielen, seiner Lehre, seinem Tun und Leiden. Geht man darüber hinaus, so bedarf man wohl einer Haltung, die dem Glauben näher ist als dem objektiv geschichtlichen Urteil. Entweder beruht die Auffassung, auf der die Geschehnisse uns dargeboten werden, auf einem Mißverständnis – und dann gäbe es nur sehr wenige Ereignisse, die wir als sicher festgestellt betrachten könnten –, oder die Auffassung war durch die

Tatsachen selbst bestimmt, wie sie in einer geschichtlichen Situation erlebt wurden und zu geschichtlichen Folgen führten -, und in diesem Falle wissen wir in der Hauptsache, was tatsächlich geschehen ist. Diese Folgerung mag unbeweisbar sein, aber sie ist nicht unvernünftig.«

Die Ausdrucksweise Dodds läßt erkennen, daß auch er die seit Kant und Schleiermacher zahllose Köpfe verwirrende Spaltung zwischen Glauben und Wissen nicht ganz überwunden hat. Aus Schleiermachers Vereinfachung des Gefühls im Glauben entspringt größtenteils die religiöse Unsicherheit unserer Zeit. Kann das, was Gegenstand religiöser Gefühle ist, nicht auch vor der Prüfung des Verstandes bestehen, so ist die Religion der Unbeständigkeit des menschlichen Herzens mehrlos preisgegeben, und ein gegenüber den letzten Lebensfragen auf verstandesmäßige Bejahung grundsätzlich verzichtender Mensch kann nie eine starke, geschlossene Persönlichkeit werden. So wahr daher ist, was Professor Gordon Boit Wellman in der von der Universität Chicago herausgegebenen Vierteljahrsschrift »Journal of Religion« (April 1938, S. 161 ff.) über den fortwirkenden Einfluß Schleiermachers und seine Vorwegnahme vieler von heutigen Glaubensverkündigern als neu verbreiteter Gedanken schrieb, die von Wellman empfohlene Rückkehr zu Schleiermacher wäre ein Unheil. Dagegen ist Dodd mit seiner Forderung einer geschichtlich-kritischen Begründung des Christentums auf dem Wege, den die katholische Fundamentaltheologie von jeher gegangen ist, und ohne den bei einem protestantischen Gelehrten begreiflichen Mangel an tieferer Vertrautheit mit ihrem Beweisverfahren wäre er wohl noch weiter vorge drungen.

Kritik an Heiligsprechungen. Aus ähnlichen Lücken im Verständnis katholischer Lehren erklärt sich ein von christlicher Liebe getragener Einspruch gegen die Heiligenverehrung, den ein Sammelwerk über die hl. Theresе von Lisieux (»Une Sainte parmi nous«, Paris 1937) in der kalvinischen Zeitschrift »Foi et vie« (Jahrg. 1938, S. 220 ff.) hervorgerufen hat. Neben der Wiederholung oft zurückgewiesener Einwände wird dort gefragt: »Scheint es nicht, daß Rom durch die Heiligsprechung und durch die so menschliche Führung des voraushgehenden Prozesses von sich aus über das ewige Heil einer Seele urteilt, also das letzte Urteil und die höchste Entscheidungsgewalt Christi leugnet?«

Nein, nicht die »so menschliche Führung« der Kanonisationsprozesse ist die letztlich entscheidende Grundlage der Heiligsprechungen, und eine kritiklose Hinnahme der Prozeßakten ist auch von katholischer Seite abgelehnt worden. So schrieb der belgische Redemptorist Pierre Debongnie in der »Revue d'histoire ecclésiastique« der Universität Löwen (Jahrg. 1938, S. 70 ff.) in einer Untersuchung des Prozesses der hl. Birgitta von Schweden: »Mögen bei den amtlichen Verhören Richter und Zeugen noch so guten Willen haben, weder für die historische Sachkenntnis, das psychologische Verständnis und das kritische Urteil der einen noch für die Besonnenheit und das zuverlässige Gedächtnis der andern besitzt man ohne weiteres eine ausreichende Gewähr. Manchmal soll eine bereits getroffene Entschließung gerechtfertigt werden, immer möchte man Wünschen

und herrschenden Meinungen entsprechen. Was von den einen gefragt, von den andern ausgefragt wird, ist von dem entstellenden Lichtkreis eines beginnenden Ruhmes umgeben. Das ist mehr, als der Kritiker braucht, um mißtrauisch zu werden.« - Ebenso sprach der polnische Jesuit Jan Pawelski (*»Przegląd Powszechny«*, Mai 1938, S. 161 ff.) unbeschadet aller berechtigten Freude über die am Ostertag dieses Jahres vollzogene Heiligsprechung seines im 17. Jahrhundert von schismatischen Kofaken mit fürchterlicher Grausamkeit gemarterten Mitbruders Andreas Bobola ziemlich zurückhaltend von der Beweisbarkeit der auch in den Kanonisationsakten enthaltenen Überlieferung, daß der Heilige 150 Jahre nach seinem Tode in einer Erscheinung vorausgefragt habe, das kurz vorher untergegangene Polen werde infolge eines gewaltigen Krieges zu neuer Freiheit erstehen, und ihn werde dann die Kirche zum Schutzpatron Polens erklären. Gewiß ist beides unter ganz ungewöhnlichen Umständen, wie Pawelski zutreffend betont, zur Wahrheit geworden, aber ebenso richtig hütet er sich vor einem unbedingt abschließenden Urteil über den Charakter der angeblichen Weisagung. Tatsächlich läßt sie sich wohl ähnlich wie die berühmten Aussprüche des polnischen Jesuiten Peter Skarga über den kommenden Untergang Polens aus psychologischen und logischen Zusammenhängen, deren Darlegung hier zuviel Raum beanspruchen würde, ohne die der Weisagung eigene unmittelbare Voraussicht künftiger Ereignisse verständlich machen.

Die Lösung derartiger Fragen gibt aber für die Zuverlässigkeit einer Heiligsprechung nicht den Ausschlag. Sondern die Untersuchungen des Kanonisationsprozesses, die bei dem Ernste der Sache selbstverständlich nach größter Gewissenhaftigkeit streben müssen, führen zunächst zu der vernünftigen Zuversicht, daß Gott diesen Menschen nach einem so außergewöhnlich tugendhaften Leben nicht zur Hölle verdammt hat. Weil nun, wie das Konzil von Trient lehrt (Denzinger 984), die kirchliche Verehrung eines solchen Vorbildes christlicher Charaktergröße den Seelen nützt, also zur Ehre Gottes gereicht, ist es wünschenswert, daß der Stellvertreter Christi mit seiner höchsten Autorität entscheidet, ob der Verstorbene, dessen Kanonisationsprozeß rechtmäßig durchgeführt worden ist, öffentlich verehrt werden soll. Gott kann aber nicht zulassen, daß durch seine Kirche, deren oberster Leitung der besondere Beistand des Heiligen Geistes zugesichert ist, ein Mensch in dieser Art auf die Altäre erhoben würde, der tatsächlich in der Hölle wäre. Keineswegs wird also durch die päpstliche Heiligsprechung, wie der kalvinische Kritiker meint, die höchste Entscheidungsgewalt Christi über das Heil einer Seele geleugnet, sondern es wird den Gläubigen die auf die Offenbarungslehre von der göttlichen Leitung der Kirche gestützte Bürgschaft gegeben, daß Christus diesem Toten die ewige Krone der Herrlichkeit zugesprochen hat, und daß sie zuversichtlich diesem Ideal christlichen Lebens nachstreben und den neuen Heiligen um seine fürbittende Hilfe dazu anflehen dürfen.

In allen christlichen Jahrhunderten bewahrheitet sich das psychologische Gesetz, das André Suarès in Agrigent (*»Nouvelle Revue française«*, Juni 1938, S. 888 ff.)

an dem Gegensatz zwischen den heidnischen Tempeln und dem katholischen Dome erlebt hat. Während die hoch auf den Felsen schimmernden Tempel die hilfeschuchenden Heiden nur bis an die Schwelle ließen, strömt in den Dom aus dem Gewirr der umliegenden Gassen ungehindert alles menschliche Elend, weil der himmlische Vater seine Kinder durch die jungfräuliche Mutter seines Sohnes in sein Haus zieht, wo er »immer unsichtbar und immer gegenwärtig« ist. Ohne Maria wäre der Dom nicht so »die Heimat aller Menschen«. Und als die von 25 Bischöfen geführten 8000 Polen am diesjährigen Osterfest im Petersdom dem Schutzheiligen ihres freigewordenen Vaterlandes huldigten, war das so wenig eine Abkehr von Gott, daß sie im Gegenteil nichts mit solcher Inbrunst wiederholten wie das altberühmte Lied, dessen unvergeßliche Klänge in den Tagen der Knechtschaft zu Gott gerufen hatten:

Gott, der du Polen in so langen Jahren
 Glanz, Macht und Ehre mußtest zu bewahren, ...
 Vor dem Altare flehn wir, blick hernieder,
 Gib unserm Lande seine Freiheit wieder!

Zur 5. Jahrhundertfeier des Konzils von Ferrara=Florenz. Die Kircheneinheit, für die Andreas Bobola als Märtyrer gestorben ist, war die große Hoffnung des Konzils gewesen, zu dem 1438 in Ferrara Morgenland und Abendland zusammentraten. Es wurde im folgenden Jahre nach Florenz verlegt, und dort erkannten die Griechen die Forderungen Roms feierlich an. Obwohl die unter dem Druck des byzantinischen Kaisers vollzogene Einigung von kurzer Dauer war, scheint sie der faschistisch gewandelten »Nuova Antologia« (16. Mai 1938, S. 165 ff.) denkwürdig genug, dem Historiker Niccolò Rodolico Gelegenheit zu geben, ihre grundsätzliche Wichtigkeit für die Gegenwart herauszustellen. Rodolico erinnert an das Urteil des Protestantens Gregorovius, daß jedes weltliche Reich unter einer solchen Spaltung zusammengebrochen wäre, das Papsttum aber durch dieses gefährlichste aller Schismen einen neuen Beweis für die Unzerstörbarkeit der katholischen Kirche erhalten habe. Dazu hat nach der Ansicht Rodolicos nicht wenig die Eigenart des italienischen Volkes beigetragen, das trotz beispielloser politischer Zerrissenheit stärker als andere Völker »das Bewußtsein einer allgemeinen, Städte und Nationen überwölbenden Kirche« festgehalten habe. Er beleuchtet das durch archivalische Zeugnisse und schließt: »Die morgenländische Kirche schleppte nach dem Konzil von Florenz die tote Last weiter, die sie seit Jahrhunderten schleppte: die Knechtung unter den Staat. Die hohe Geistlichkeit war als Werkzeug der Politik den Kaisern, den Sultanen, den Zaren und den Ministern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert und wurde schließlich aus demselben Grunde das große Opfer des großen Krieges und der bolschewistischen Revolution. Nach soviel Wirrnis der Gedanken und der Geschehnisse, nach soviel Abspaltung und Zerbröckelung, nach soviel Erfahrung mit allchristlichen Verbänden, die nicht verbinden, sondern verfallen, brennt heute

der Durst nach Einheit in den Seelen, und Rom ist die einzige Quelle, die den Durst stillt.«

Katholiken und Protestanten in Ungarn. Auf andern, wohl ebenfalls langen Wegen führt zu dieser Einheit das Wachstum des religiösen Lebens auf katholischer wie protestantischer Seite in Ungarn. Professor Ladislaus Tóth von der Universität Szegedin berichtete darüber in der »Nouvelle Revue de Hongrie« (Mai 1938, S. 397 ff.). Während die Katholiken im alten ungarischen Staate ungefähr die Hälfte der Bevölkerung ausmachten, zählen sie jetzt zwei Drittel. Noch immer haben Katholiken und Protestanten ihre kirchliche Vertretung im ungarischen Oberhaus, und das niedere wie das höhere Schulwesen ist größtenteils in kirchlichen Händen. Mehr als früher wurden in den letzten zwanzig Jahren die konfessionellen Schulen vom Staate geistig und finanziell unterstützt, und überhaupt seien in dieser Zeit Ansehen und Einfluß beider Kirchen gestiegen. »Daß es sich dabei um tiefere Einwirkung auf die Seelen und nicht um bloß äußeren Schein handelt, verbürgt am zuverlässigsten die Bemühung der höher gebildeten Schichten bei Protestanten und Katholiken um Steigerung ihres religiösen Lebens und um soziale und religiöse Erziehung der Massen. Wenn der Lärm der alten Streitigkeiten sich noch nicht ganz gelegt hat, so suchen doch die christlichen Bekenntnisse im heutigen Ungarn nicht mehr, was sie trennen könnte, sondern was sie eint.«

II

Charakterfestigkeit in der Wirtschaft. Im Grunde ist es eine aus schwächlicher Eitelkeit entsprungene und ganz unchristliche Überschätzung der Geistesarbeit, was zu den sozialen Gefahren führt, vor denen Hermann Röchel in kritischen Ausführungen zur Begabtenauslese (»Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde«, Jahrgang 1938, S. 17) mit folgenden Sätzen von neuem warnte: »Der Aufbau der deutschen Wirtschaft erfordert in allen Berufsständen mehr denn je eine ausreichende Zahl von Männern mit gesundem, wirklichkeits- und lebensnahem Urteil und praktischem Verstand. Gerecht es darum der Gesamtheit des deutschen Volkes nicht zum schweren Nachteil, wenn gerade anlagemäßig sehr gut und gut ausgestattete Kinder restlos aus ihrem bisherigen Erfahrungs- und Lebenskreis herausgeführt und rein geistigen Berufen zugeführt werden? Schon vor Jahren wurde vor der ‚Verschulung‘ des deutschen Volkes gewarnt. Diese Warnung möge nicht überhört werden.«

Übrigens hat ein gegenüber der sittlichen Wertordnung mangelhaft ausgeglichener Wille seit Jahrtausenden die Wirtschaft mehr gehemmt, als man gewöhnlich ahnt. Professor Michael Rostowtsew von der nordamerikanischen Yale-Universität, Vorsitzender der Amerikanischen Historischen Gesellschaft, brachte dafür als Voranzeige seines Buches »Social and Economic History of the Hellenistic World« (London 1938) in der deutschen Zweimonatsschrift »Die Welt als Geschichte« (Jahrg. 1938, S. 48 ff.) neue Belege. Die zwischen dem Tod Alexanders des Großen und der Besetzung des hellenistischen Ostens durch Rom

vorhandenen wissenschaftlichen, technischen und kapitalistischen Möglichkeiten hätten die Wirtschaft viel höher entwickeln können, als es tatsächlich geschehen ist, und auch die Sklaverei wäre kein Hindernis gewesen. Wir verdanken der hellenistischen Zeit »die Gleichförmigkeit des wirtschaftlichen Lebens über die ganze zivilisierte Oikumene hin, die Einführung der Massenerzeugung und die ersten Anfänge in der Entwicklung des Kapitalismus. Im Altertum wurden diese Einrichtungen in ihrer Wirkung und ihrer Entfaltung durch Faktoren aufgehalten, die nichts mit wirtschaftlichem Leben zu tun hatten. Wir unsererseits haben das hoch entwickelt, was wir von der Antike übernahmen oder unabhängig davon schufen; aber sind wir sicher, daß unser wirtschaftlicher Fortschritt ewige Dauer haben wird, daß er nie beendet werden wird durch Ereignisse, die nicht durch die Wirtschaft heraufgeführt werden, sondern durch die Entwicklung unserer Mentalität und unserer Gefühle?« - Mentalität und Gefühl sind vom sittlichen Willen nicht unabhängig, und darum muß, wer christlich denkt, auch als wirtschaftlich bedeutsam anerkennen, daß Papst Pius XI. im Juni 1938 das Gebetsapostolat der Welt aufgerufen hat, um Steigerung der Seelsorge unter Landarbeitern, Arbeitslosen und Armen überhaupt zu beten.

Die Missionare der Arbeit. Eine besondere Arbeiterseelsorge haben die Päpste seit Leo XIII. immer wieder gefordert. In Belgien schlossen sich deshalb 1893 einige Priester des Bistums Lüttich zu einer kirchlich gutgeheißenen »Genossenschaft der Arbeiterseelsorge« zusammen. Heute entfaltet sie eine weit verzweigte Tätigkeit in allen Formen der Betreuung des Arbeiterstandes, Berufsschulen und soziale Sekretariate nicht ausgenommen. Von Belgien drangen die Leitgedanken der Genossenschaft zuerst nach Südfrankreich, wo Priester ohne Gelübde erfolgreich zusammenarbeiteten, bis sie von der klosterfeindlichen Gesetzgebung um die Jahrhundertwende den religiösen Genossenschaften gleichgestellt und zur Auflösung ihrer Vereinigung gezwungen wurden.

Bald fanden sie als »Missionare der Arbeit« im Nordosten Frankreichs überall Nachfolger. Das zu ihrer besondern Ausbildung 1932 von der katholischen Universität in Lille auf Anregung der päpstlichen Konzilskongregation gegründete Institut zählte im Sommer 1938 neben 6 außerordentlichen Hörern 15 ordentliche Mitglieder, davon 8 aus Frankreich, auch aus den entlegenen Bistümern des Westens und Südens, 4 aus Kanada und 3 aus Großbritannien. Sie wohnen gemeinsam und stehen während ihrer einjährigen theoretischen und praktischen Schulung in lebendigem Verkehr mit ihren in Stadt und Umgegend arbeitenden Mitbrüdern. Im März machen sie eine Rundfahrt zu den verwandten sozialen Einrichtungen Belgiens. Nachdem sie durch mündliche Prüfung und Dissertation ihre Befähigung erwiesen haben, beginnen sie die Tätigkeit in ihren Bistümern, wobei sie sich zwar nach Möglichkeit in die Pfarreien einordnen, aber gemäß dem Willen der Bischöfe ungehindert auch die ihrem Beruf entsprechenden überpfarrlichen Unternehmungen betreuen. Weil das Evangelium der himmlische Sauerteig aller irdischen Lebensbereiche ist, gewinnen sie gerade

aus ihrem priesterlichen Charakter die stärkste Kraft zum Aufbau einer sozialen Ordnung nach den weltgeschichtlichen Absichten der göttlichen Vorsehung.

Daß überhaupt zur Linderung sozialer Nöte die Kirche auch da noch ein weites Feld vor sich hat, wo der Staat durch das Winterhilfswerk und andere allumfassende Einrichtungen führend vorangeht, beweisen die Statistiken des priesterlich geleiteten Deutschen Caritasverbandes. Hauptamtlich beschäftigt er 120 000 Personen, nebenamtlich 600 000. Ihm unterstehen rund 4000 Anstalten für Arme und Kranke mit 257 000 Betten. Ungefähr 7000 Kindergärten und ähnliche Einrichtungen haben 300 000 Plätze. Die Zahl der unterstützten Familien und Einzelpersonen übersteigt jährlich eine halbe Million.

Kampf gegen den Alkoholismus. Auf die in der wissenschaftlichen Zeitschrift des Caritasverbandes regelmäßig durch biologisch-wirtschaftliche wie sittlich-religiöse Beiträge unterbaute Trinkerfürsorge fällt unerwartetes Licht durch das Alkoholverbot, das der hinduistische Ministerpräsident Rajagopalachari von Madras erlassen hat. Es ist allerdings keineswegs der erste derartige Versuch in Indien, sondern B. Natarajan erzählte in der zu Kalkutta erscheinenden Monatsschrift »The New Review« (April 1938, S. 353 ff.), wie schon im alten Indien bei den nichtarischen Dravida, dann unter dem Buddhismus und dem Islam das Alkoholverbot sich auswirkte. Er schließt mit den Worten, die Beweggründe seien damals vorwiegend religiös gewesen, heute seien sie vorwiegend wirtschaftlich. »Was in entschundenen Zeiten die Religion zustande brachte, suchen heute wirtschaftliche Kräfte zu erreichen. Diese beiden großen Mächte haben die Geschichte geformt.« Gerade in dem Distrikte Salem, in dem die mohammedanische Abwendung vom Alkohol am längsten fortlebte, wurde nun das neue Verbot zuerst durchgeführt. Es ist seit September 1937 in Kraft, und schon einige Monate später meinte der englische Distriktsleiter A. F. W. Dixon amtlich berichten zu dürfen (»The Spectator«, 27. Mai 1938, S. 954), daß nach seinen zahlreichen Beobachtungen die gute Wirkung auf die ärmeren Klassen augenscheinlich sei. »Die Trunksucht brachte Elend in viele Tausende armer Familien dieses Distriktes, Elend in Gestalt häuslichen Unglücks, ungenügender Nahrung und erdrückender Schulden. Schon jetzt ist in Tausenden von Familien dieses Distriktes eine merkliche Besserung eingetreten. Häusliche Streitigkeiten haben aufgehört, es fehlt nicht an Nahrung, und der Zugriff des Geldleihers wird seltener.«

Nach den in Nordamerika gemachten Erfahrungen mag man wohl trotz der starken Unterstützung der alkoholfeindlichen Bewegung durch Gandhi einstweilen mit seinem Urteil über den Gesamterfolg der indischen Maßnahmen zurückhalten. Jedenfalls lehrt sogar ein Land wie Frankreich, das bekanntlich nicht zu den berüchtigten Trinkerländern gehört, ernste Vorsicht gegenüber den biologischen und sittlichen Gefahren des Alkohols. In den Berliner »Forschungen zur Alkoholfrage« (April 1938, S. 71 ff.) schrieb darüber ein erfahrener Landarzt der Provence einen Aufsatz in französischer Sprache, der um so bemerkenswerter ist, als ein Beitrag desselben Heftes von Professor Reinhard Strecker beweist,

daß die Zeitschrift Übertreibungen durchaus vermeiden will. Der französische Arzt beansprucht für seine Feststellungen auch deshalb mehr als lokale Bedeutung, weil die Gegend, aus der seine langjährigen Beobachtungen stammen, in dieser Hinsicht als Durchschnitt vieler Gebiete Frankreichs betrachtet werden könne. Alle Erwachsenen tranken bei jeder Mahlzeit von morgens bis abends mehr als ein halbes Liter Wein, im Sommer täglich oft vier bis sechs Liter. Dazu kämen ziemlich allgemein jeden Tag mehrere Schnäpfe, oft auch bei den Frauen. Äußerlich sehe man nirgends grobe Ausschreitungen alkoholischen Ursprungs, aber der Arzt glaubt nach seiner Erfahrung nicht nur zahlreiche körperliche Krankheiten, auch Unfruchtbarkeit und Unfähigkeit des Kinderstillens bei jungen Müttern, teilweise dem Alkohol zuschreiben zu müssen, sondern er ist unbefehadet aller Voricht seiner Beurteilung überzeugt, daß der Alkoholismus »die intellektuellen und moralischen Werte« der Gegend herabgedrückt hat. »Diese Verschlechterung bezieht sich auf die Richtigkeit und Ehrlichkeit des bürgerlichen Urteilens, das auch in reinen Berufsfragen den gesunden Menschenverstand der alten Zeit vermissen läßt. Und infolge dieser geistigen Verarmung wandelt sich das frühere Zartgefühl deutlich in jene grob-technische Einstellung, die von Unehrlichkeit nicht weit entfernt ist. Derselbe Mangel offenbart sich, wo es auf Höflichkeit, Selbstlosigkeit und Gemeinschaftsgeist ankommt: an ihre Stelle treten allzu oft Gleichgültigkeit, Eigennutz und selbst ungerechtfertigter Haß.«

III

Neue Religionsverfolgung in Rußland. Ohne Preisgabe der atheistischen Theorien des Bolschewismus hatten die herrschenden Leute der Sowjetunion seit Ende 1935 eine gewisse Lässigkeit in der Durchführung der religionsfeindlichen Gesetze an den Tag gelegt. Aber zahlreiche in Frankreich regelmäßig als »Documentation Anti-Marxiste« gesammelte Zeugnisse aus der bolschewistischen Presse beweisen, daß schon seit Anfang 1937 der Kampf gegen alle Religionen wieder mit der früheren Heftigkeit aufgenommen ward. In die letzten Moskauer Schauprozesse wurde ja auch der Leiter der Gottlosenbewegung verwickelt. Mag aus den Verhandlungen und sogar aus den vielbestaunten Selbstanklagen, die übrigens in Rußland schon vor dem Siege der Bolschewiken und in England (»The Times«, 14. März 1938) unter Elisabeth vorkamen, einstweilen kein festerer Schluß auf die religiöse Lage zu ziehen sein, gewiß ist, daß die einflußreichsten Zeitungen (Pravda, Izwestija und Komsomolskaja Pravda) immer wieder gegen heimlich im Lande umherziehende Priester, gegen stellenweise in Kollektivwirtschaften übliche Betstunden mannigfaltiger religiöser Gruppen, gegen Duldung frommer Bräuche in Schulen und gegen die Zunahme von Gottesdiensten in abgelegenen Kirchen hetzten. Mitte 1937 veranschlagte man die Zahl der Religionsgemeinden aller Art auf 30 000 und die Zahl ihrer tätigen Anhänger auf 6 Millionen. Deshalb wurde besonders der kommunistische

Jugendverband (Komsomol) zu rücksichtsloser Propaganda für den Kommunismus aufgerufen.

Nun mußten Schulen und Arbeitervereine wieder mit allen Mitteln die Haltlosigkeit und Lächerlichkeit jedes religiösen Glaubens einleuchtend zu machen suchen. Überall wurde die Gründung neuer Zellen des Gottlosenverbandes betrieben. Polemische und dichterische Literatur gegen die Religion wurde neu geschaffen oder neu aufgelegt. Der Sturm auf die Kirchengebäude setzte mit solcher Heftigkeit ein, daß bis Herbst 1937 mehr als 800 zerstört oder geschlossen wurden. Gegen Ende des Jahres waren über 2000 Geistliche christlicher und anderer Bekenntnisse verhaftet, verbannt oder hingerichtet, gewöhnlich unter der Beschuldigung, sie hätten dem Ausland Spionendienste geleistet oder sich sonstwie als Feinde des Staates erwiesen. Am 27. Mai 1938 schrieb auch die »Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung« (S. 462): »Kurze amtliche Berichte in der sowjetrussischen Presse verraten die neue Welle von Verfolgungen, die inzwischen wieder eingesetzt hat.« Durch eine Reihe von Beispielen aus Moskau, Chabarowsk und Tiflis wird das belegt.

Priesternachwuchs in Mexiko. Während für die katholische Arbeit in Rußland an verschiedenen Orten außerhalb der streng bewachten Grenzen eine opferfrohe Jugend aus vielen Völkern geschult wird, ist es gelungen, aus der überwiegend katholischen Bevölkerung Mexikos Hunderte von jungen Leuten in einem eigens für sie gegründeten Seminar des Auslandes zu vereinigen und für die harte Tätigkeit in ihrem religiös bedrückten Vaterlande sorgfältig durchzubilden. Sie blieben sogar, wie der mexikanische Berichterstatter der bolivianischen Monatschrift »Revista Javeriana« (April 1938, S. 209 ff.) erzählt, auf ursprünglich heimischem Boden: in der Stadt Montezuma des jetzt als Neumexiko zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehörenden Sonnenlandes voll altindianischer Romantik. Aus einem Hotel in malerischer Lage an heißen Quellen wurden mit freigebiger Hilfe der nordamerikanischen Bischöfe durch Umbauten und Zubauten alle nötigen Räume für den Lehrbetrieb und die Wohnungen der Professoren und Studierenden geschaffen. Die Leitung wurde vom Papste den Jesuiten der mexikanischen Ordensprovinz anvertraut. Die Lehrgänge für Literatur und für Philosophie sind bereits eröffnet und werden von 350 Seminaristen besucht.

Eine Jugend, die sich unter den heutigen Verhältnissen mit Begeisterung zum priesterlichen Wirken in Mexiko oder in Rußland drängt, verwirklicht wahrhaft so überzeugend wie nur irgend eine die Forderung, mit der nach dem Berichte der Brüsseler Tageszeitung »Le Soir« (Nr. 126, 6. Mai 1938) der Kardinal von Mecheln den Kongreß der Katholischen Aktion der wallonischen Jugend in Lüttich eröffnete, daß nämlich der echte Dienst am Vaterlande sich weit mehr in Taten als in hohen Gefühlen und großen Worten zeigen müsse. Und der König der Belgier sagte bei derselben Gelegenheit: »In einer Zeit, wo für so viele unserer Mitmenschen der Durst nach Lebensgenuß im Vordergrund steht, ist es ein Trost, feststellen zu dürfen, daß auserlesene Männer unseres Landes

sich bemühen, der Jugend eine höhere Sehnsucht zu geben und so den Vorrang der geistigen Werte über alle rein materiellen Gewinne zu erweisen.«

Theologisches zur dritten brasilianischen Verfassung. Die staatlichen Voraussetzungen zu dieser katholischen Haltung sind selbst im katholischen Brasilien ungünstiger, als die meisten ahnen. A. Messineo S. J. bewies das in der »Civiltà Cattolica« (Heft 2105, S. 437 ff.) durch eine Untersuchung der vom Präsidenten Getulio Vargas im November 1937 durch eine Art Staatsstreich in Kraft gesetzten Verfassung. In religiöser Hinsicht bedeutet sie »keinen Fortschritt, sondern es muß leider gesagt werden, daß sie noch genau auf dem Boden der liberalen Grundsätze und des Agnostizismus der Verfassung von 1891 steht«. Die zweite Verfassung (1934) habe der Religion manche Vorteile geboten, die nun verschwunden seien. Allerdings ist die Ehescheidung aufgehoben worden, aber die kirchliche Trauung wird im Gegensatz zur vorigen Verfassung vom Staate überhaupt nicht mehr anerkannt. Uneheliche Kinder genießen dieselben Rechte wie die ehelichen. Die kirchlichen Gemeinden dürfen keine eigenen Friedhöfe mehr haben, sondern alle Friedhöfe werden als weltlich erklärt. Obwohl die Bevölkerung zu 90 Prozent katholisch ist, wird die katholische Kirche staatlich nicht besser gestellt als irgend eine andere. Allerdings hat die neue Verfassung nicht alle religionsfeindlichen Bestimmungen der Verfassung von 1891 übernommen, aber im ganzen betrachtet der brasilianische Staat die Religion auch jetzt noch agnostisch, »wie wenn sie für seinen Frieden, seine Einheit und seine Wohlfahrt ohne Bedeutung wäre«. Glücklicherweise bleiben aber in dem riesigen Staatenbunde Kräfte am Werke, die wenigstens in der Ausführung der Paragraphen den religiösen Forderungen allmählich mehr Raum geben werden.

Die religiöse Lage in Spanien. Umgekehrt könnte es sich in Spanien wohl zeigen, daß der von R. S. de Lamadrid in der nach Burgos verlegten Monatsschrift »Razón y Fe« (Mai 1938, S. 36 ff.) aufgestellte Grundsatz: da Spanien fast ganz katholisch sei, müsse auch die neue Schulgesetzgebung kompromißlos katholisch sein, aus Mangel an geeigneten Kräften die Schulpraxis nicht sehr viel katholischer macht, als sie unter der Monarchie war. Immerhin hat Francos Regierung schon seit 1936 eine Reihe von Verordnungen erlassen, die alle religionslosen Schulen verbieten, in den niederen Schulen Katechismus und Biblische Geschichte als Pflichtfächer vorschreiben und für die höheren Schulen einen erweiterten und vertieften Religionsunterricht vorsehen, der von besonders ausgebildeten, durch den Bischof ermächtigten und vom Staate besoldeten Geistlichen erteilt werden muß. Die Durchführung dieser Bestimmungen wird trotz der ungeheuren Verheerungen des Bürgerkrieges einigermaßen durch die von Franco im amtlichen Staatsblatt vom 7. Mai 1938 verfügte Zurücknahme der 1932 befohlenen Auflösung der spanischen Jesuitenprovinzen erleichtert. Der Besitz des Ordens wird auf den Stand von 1931 zurückgeführt, aber die unterdessen erlittenen Schäden werden nicht vergütet, und wo die öffentliche Verwaltung in den Besitz von Jesuiteneigentum gekommen ist, darf ihr keine Stö-

rung entstehen. Abgesehen davon, daß die Rückgabe der Gerechtigkeit entspreche, habe der Orden sich »um die Kultur außerordentliche Verdienste erworben und dadurch zur Verherrlichung des Vaterlandes und zur Vermehrung des geistigen Besitzes der Menschheit wesentlich beigetragen«.

Wie sich in den von Franco noch nicht besetzten Teilen Spaniens die religiösen Zustände im einzelnen gestaltet haben, wird so auffallend umstritten, daß z. B. das englische Parlamentsmitglied Captain Archibald Ramsay als Vorsitzender des »United Christian Front Committee« an die Londoner »Times« schrieb (13. Mai 1938), die Behauptung eines anglikanischen Bischofs, mehrere hundert Priester seien in ihren Kirchen tätig, stehe »durchaus im Gegensatz zu dem umfangreichen Material«, über das der Ausschuß der Christlichen Front verfüge. Zur Klärung scheint mir der Vergleich von spanischen Zeitungen beider Kriegsparteien einiges beizutragen. Ich nehme dazu mittelgroße politische Tagesblätter, aus dem Lager Francos den seit Jahrzehnten erscheinenden »Heraldo de Aragón« von Saragossa (12. Mai 1938), aus dem Lager der Francogegner zwei Nummern (7. und 8. Mai 1938) der seit 57 Jahren in Barcelona gedruckten »Vanguardia«. Auf beiden Seiten ist man in sehr kriegerischer Stimmung, obgleich in Barcelona, das damals von seinen auswärtigen Kraftwerken für Wasser und Elektrizität abgeschnitten war, viel weniger Nahrungsmittel angeboten werden als in Saragossa. Auf beiden Seiten verfolgt man den Preismucher, und in der großen Menge der kleinen Verkaufsanzeigen verrät sich drückende Armut, wenn auch daneben, in der Weltstadt Barcelona weit mehr als in der Landstadt Saragossa, allerlei unter solchen Umständen wohl nicht gerade Unentbehrliches auf dem Markt ist, z. B. Kanarienvögel oder Lippenstifte angeboten, Luxushündchen und Tanzlehrerinnen gesucht werden. Aber die Nummern der weder anarchistischen noch kommunistischen, sondern demokratischen »Vanguardia« sind von Samstag und Sonntag und enthalten trotzdem keinerlei Erwähnungen von Gottesdiensten; die Nummer des »Heraldo de Aragón« ist von Donnerstag und enthält dennoch eine besondere Abteilung mit kirchlichen Tagesnachrichten, ferner Berichte über eine Feier der Ersten Kommunion in einem Kinderheim, über Marienwallfahrten von Jugendorganisationen usw. Die Todesanzeigen der »Vanguardia« vermeiden jede Beziehung auf Religiöses, in den Todesanzeigen des »Heraldo de Aragón« herrscht der katholische Stil Altspaniens. Die Familie eines fünfzigjährigen Kaufmanns teilt mit, er sei »nach dem Empfang der heiligen Sakramente« und »unter dem Mantel Unserer Lieben Frau vom Pfeiler« gestorben; Gregorianische Messen werden für ihn angekündigt, und der Erzbischof habe die üblichen Ablässe gewährt. Die Beiträge der »Vanguardia« berühren das Kirchliche nur in einer politischen Polemik aus Anlaß des päpstlichen Segens für Franco und in einer ästhetischen Plauderei über die Frage, warum die bildende Kunst eines so kriegerischen Volkes wie der Spanier immer vorwiegend religiös und nicht kriegerisch gewesen sei. Die Antwort wird darin gefunden, daß die Werke der bildenden Kunst meistens von der Kirche in Auftrag gegeben worden seien;

dafür drücke sich der kriegerische Geist in den zahlreichen frei entstandenen Dichtungen Spaniens aus. Heute sei aber der Krieg Hauptinhalt der spanischen Seele und müsse daher auch die bildende Kunst erfüllen.

IV

Religionswissenschaftliche Aufgaben. Zur Begrüßung der neuen katholischen Viermonatschrift »Missionswissenschaft und Religionswissenschaft«, die von den Professoren Bierbaum und Steffes bei Alchendorff in Münster herausgegeben wird, schrieb J. A. Otto S. J. in den »Katholischen Missionen« (Juni 1938, S. 157 f.), die Einbeziehung der Religionswissenschaft sei um der Mission willen von besonderer Wichtigkeit. Ohne Zweifel, aber nicht minder wichtig ist heute diese Zeitschrift für eine umfassende wissenschaftliche Verteidigung der katholischen Religion überhaupt. Nicht nur »katholische Missionskreise«, an die sich Otto naturgemäß zunächst wendet, »haben sich bisher gegen die Religionswissenschaft sehr zurückgehalten«, sondern die katholischen Theologen in ihrer Gesamtheit haben sich viel von dem entgehen lassen, was die Kenntnis außerchristlicher Religionen zum Verständnis der jetzigen religiösen Unruhe in Europa beitragen kann. Wenn die Ergebnisse der Religionsgeschichte in jedes Fach so eingebaut werden, daß immer deutlicher hervortritt, wie von den bei allen Missionsvölkern lebendigen religiösen Lehren und Bräuchen auszugehen ist, um die Überführung der Geister und Herzen in die katholische Kirche wirksam anzubahnen, so ist das auch für die Arbeit der nicht in die auswärtigen Missionen gehenden Priester ein pastoraler Gewinn und für die wissenschaftliche Apologetik ein sehr zu wünschender Fortschritt. »Die Tatsache«, schreibt Otto, »daß es bisher der Mission nicht gelungen ist, in den Kern der großen Religionen – des Islams, Buddhismus, Hinduismus – vorzudringen, daß sie fast nur aus den Randgebieten Jünger für Christus gewinnen konnte, sollte zu denken geben«. Nach dem Paulusworte (Apg. 17, 27) seien die heidnischen Religionen ja »zutiefst nur Frage und Sehnsucht der Heidenwelt nach Gott«. Weil nun Christus die endgültige Antwort auf die Frage der Heiden ist, könne das Christentum ihnen wirksam nur als Antwort verkündet werden: also »muß der Missionar die Frage kennen und verstehen«. Dazu muß er aber nicht nur durch die schon jetzt nicht fehlenden verdienstlichen Einzeluntersuchungen auch nichtchristlicher Religionswissenschaftler und durch seine langamen und mit mancherlei Lücken und Mißverständnissen belasteten Erfahrungen in Stand gesetzt werden, sondern er und schließlich jeder, der die Weltendung des Christentums nicht bloß oberflächlich verstehen möchte, muß bereits vorher soweit wie möglich den Zusammenhang der theologischen Grundanschauungen mit den Haupttatsachen der Religionsgeschichte durchschaut haben. Religionsgeschichtliche Gedanken begegnen heute bekanntlich vielen Laien und sogar der Jugend mit zunehmender Eindringlichkeit: um so kundiger muß auf diesem Gebiete der Priester die Konvergenz der wesentlichen Linien zum katholischen Christentum nachweisen können.

Vom höheren Sinn des Reisens. Nicht minder aufgeschlossen als für das Ahnen Gottes in der Geschichte der Heidenwelt sind Laien, selbst kirchenferne, in unserer wanderfrohen Zeit für das andere Pauluswort (Röm. 1, 20) vom Widerschein des göttlichen Wirkens in der Natur – mögen auch ihre Worte darüber nicht geradezu paulinisch klingen. So schließt Roger Vercel, von dem wir Untersuchungen über Corneille und einige preisgekrönte Romane haben, sein Reisebuch »Croisière blanche« (Paris 1938) mit der Frage nach dem geistigen Gewinn dieser Fahrten durch die arktischen Gewässer, und er antwortet: Stille Ehrfurcht vor der Natur. Die düstern Höhen Islands, die schwarzen Felsen und blauen Gletscher Spitzbergens, die Riesenbastei des Nordkaps, die schwindelerregenden Abgründe der Fjords auf den Lofoten – all das erschüttere in uns das Gefühl technischer Überlegenheit. Und die rätselhafte Macht des stillen Nordlichtes sei ungeheuer gewesen. »So an den Grenzen der Erde die dumpfe, verwirrende Unruhe des primitiven Menschen vor einem Himmel voller Wunder wiedergefunden zu haben, wird vielleicht manchem von uns helfen, die abscheuliche Selbstgewißheit des modernen Menschen in sich niederzuzwingen. Und vergebens haben wir uns durch alle Geräusche, die der Mensch verschulden kann, vom leeren Wort bis zum keuchenden Jazz, Mühe gegeben, der Stille um uns zu entfliehen: ihre Unermeßlichkeit überflutete alles und drang in Seelen, die bis dahin niemals auf sie geachtet hatten.«

Jeder fühlt, wie wenig die Form dieser Sätze von der Sprache trennt, deren sich Gottgläubige untereinander bedienen würden. Ähnlich spricht Fritz Schmitt in seinem Buche »Der Bergsteiger von heute« (2. Aufl., München 1937), wenn er im ersten Kapitel jungen Menschen die »Ethik« des »neuzeitlichen Bergsteigertums« nahebringt. »Anmaßung ist vom Übel«, schreibt er, und deshalb gefällt ihm sehr der Ausspruch des Alpinisten F. Gaifer: »Dort unten ist der Mensch zu Hause. Hier ist er nichts. Hier ist er stets nur der Beschenkte« (12). Bergsteigen bedeutet nach Fritz Schmitt »vielleicht sogar moderne Aizese: Ertragen von Entbehrungen und Unbilden, Bestehen von Gefahren und innere Selbstzucht ohne jeglichen Profitgedanken, nur um der Betätigung selbst willen«. Das ist ja wohl richtiger empfunden als ausgedrückt, aber sicher liegt auch dieser Satz auf der Linie des einige Seiten vorausgehenden (9): »Der Berg wird der übermächtige Magnet bleiben, und der Mensch, der dem Zug zur Höhe folgt, wird sein Inneres nach dem ragenden Vorbild aus- und aufrichten.«

Schade, daß viele aus mancherlei Gründen diese Wege zu Gott nicht bis ans Ende gehen. Ideales Erleben der Natur schüßt rein in sich den Menschen ebenso wenig vor schließlicher Verzweiflung, wie das die positivistische Naturbetrachtung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermocht hat. Professor Victor Giraud hat bei allen großen Schriftstellern, die in Frankreich dem Positivismus verfallen sind, eine düster-pessimistische Grundhaltung gefunden, und er faßt in der »Revue des deux mondes« (15. März 1938, S. 381 ff.) seine Ergebnisse in die Worte zusammen: »Wenn das Menschenleben nur eine Erscheinung neben andern im Bann der eisernen Gesetze einer unerbittlichen Notwendigkeit ist, wenn der

Mensch ewig mit seinem Kopf an Gefängnismauern stoßen muß, die er nicht durchbrechen kann..., was kümmern uns dann die irdischen Paradiese, die man uns als Erbe künftiger Geschlechter vorgaukelt? Was liegt uns dann an der Wissenschaft und sogar am Leben?»

Paul Bourget's Umweg zu Gott. Zu denen, die durch Taine mit dem Positivismus verbunden waren und, wie Giraud sich ausdrückt, in jenen Jahren »mit Ehren eine französische Feder geführt haben«, gehört nicht zuletzt Paul Bourget mit der experimental-psychologischen Methode seiner Kritiken, Romane und Dramen. Von seinen eigenen seelischen Wandlungen hat er nie viel sagen wollen, und bei seinem Tode ließ er eine Erklärung verbreiten, die jede Veröffentlichung seiner Briefe unterlagte. Aber weit klarer, als Eva Curie uns in dem vielgelesenen Leben ihrer berühmten Mutter (»Madame Curie«, Paris 1938) die Ursachen des leidenschaftlichen Abgleitens vom Glauben zur endgültigen Erstarrung im Unglauben ahnen läßt, hat uns kurz vorher Albert Feuillerat gezeigt, wie Paul Bourget vom Glauben zur Glaubenslosigkeit und auf der Höhe seines Lebens wieder zum vollen katholischen Glauben gekommen ist. Der Anglist Feuillerat ist Bourget's Schwager, hat ihn 35 Jahre gekannt, über den Inhalt seines geplanten Buches (Paul Bourget, *Histoire d'un esprit sous la Troisième République*, Paris 1937) oft mit ihm gesprochen und außerdem viel durch nahe Verwandte erfahren.

Als Kind war Bourget fromm und dem Religionslehrer seines Gymnasiums besonders anhänglich. Freilich war es eine »mit ästhetischem Genießen des Kirchenraumes gemischte Frömmigkeit«, und von etwa 14 Jahren an wurde der leidenschaftliche Knabe durch sinnlich verführerische Bücher dem Beichtstuhl entfremdet (12 f.). Feuillerat erinnert hier an die Stelle aus Bourget's »Essais de psychologie contemporaine« (Édition définitive I 72): »Wer an unseren Lyzeen studiert hat, wird sich nicht wundern, wenn ich sage, daß die frühreife Gottlosigkeit der Freidenker im Knabenanzug immer von irgend welchen geschlechtlichen Verfehlungen ausgeht und von der Scheu, sie im Beichtstuhl zu bekennen.« Erst 30 Jahre später tauchen wieder Äußerungen des Glaubens auf. Einem Kritiker seines damals wie eine verblüffende Ablage an den Materialismus wirkenden Romans »Le disciple« schrieb er, nach langer Analyse der seelischen Krankheiten halte er es für seine Pflicht, nun auch Heilmittel anzugeben, und er finde sie nur in Gott (145). Als er mit 40 Jahren heiratete, bekannte er sich noch nicht zum katholischen Glauben, ließ sich aber katholisch trauen (160). Ein Jahr später, 1893, spricht er schon zuversichtlicher. Mit seinen bisherigen positivistischen Anschauungen habe er keinen Sinn im Menschenleben gefunden. »Ich glaube an einen persönlichen Gott und bin dem Christentum, sogar dem Katholizismus, näher, als Sie glauben.« Schwer könne er sich zu den Sakramenten verstehen, »besonders zum Altarssakrament, in dem der ganze Katholizismus zusammengefaßt ist«. Er werde sich freuen, wenn er einmal ein praktischer Katholik sein könne, das betrachte er als Krönung seines Lebens und seines Werkes (192 f.). Zwischen 1895 und 1900 las er viel in den Kirchenvätern

(217); um 1900 machte Newmans »Apologia pro vita sua« tiefen Eindruck auf ihn, während ihm aus dem unkirchlichen Buche Sabatiers über den hl. Franz von Assisi der eucharistische Reichtum des Katholizismus gegenüber dem Protestantismus überwältigend klar wurde (220). Im Sommer 1901 beichtete er und ging zur Kommunion, und nun sah man ihn immer wieder »mit dem alten Gebetbuch seiner Mutter« der heiligen Messe beiwohnen. Mehr als 30 Jahre waren ihm noch vergönnt, durch sein literarisches Ansehen und seine katholische Lebensführung für die wiedergefundene Kirche seiner Jugend einzutreten, bis er Ende 1935, mit ihren letzten Sakramenten gestärkt, aus dem frühen Grauen des Weihnachtsmorgens in die Ewigkeit hinüberging.

Umfchau

Bemerkungen zu Emil Brunners christlicher Anthropologie¹

Die Lehre vom Menschen bildet ein »kontroverstheologisches« Hauptstück nicht bloß in den klassischen dogmatischen Formulierungen der katholischen und der reformatorischen Lehre, sondern neuerdings auch wieder in den innerprotestantischen theologischen Auseinandersetzungen. Es hat sich dabei gezeigt, daß auch die dialektische Theologie, die eine doppelte Front gegen den liberalen Neuprotestantismus und gegen den Katholizismus hat, auf keinen einheitlichen theologischen Nenner zu bringen ist, was eben mit voller Deutlichkeit sich gerade an der Lehre vom Menschen erweist. Die Tatsache dieser innern Aufspaltung der dialektischen Theologie soll uns übrigens nicht den vielleicht naheliegenden Vorwand liefern, ihre gebrochene Einheit als Zerfallerscheinung zu verstehen und von da aus es mit ihrer geistigen und theologischen Bedeutung leicht zu nehmen. Die Probleme müssen ausgetragen werden, und niemand wird leugnen, daß sie von den führenden Theologen mit größtem Ernst ausgetragen werden. Die dialektische Spannweite der theologischen Problematik, wenn ich so sagen darf, ist naturgemäß da viel größer, wo der einzelne Theologe nicht in einer theologisch gegebenen und gewissen Bindung an eine »kirchliche« Lehre und Tradition steht. Wenn uns der verantwortungsvolle Ernst dieses theologischen Ringens mit mehr als bloß einem mora-

lischen Respekt erfüllen darf, wenn er uns manchmal vielleicht geradezu erschüttert, so vermag freilich die scheinbare Uferlosigkeit des dialektischen Prozesses oft wohl auch ein Gefühl der Beklemmung und vielleicht der Trauer in uns auszulösen.

Emil Brunner geht es in dem vorliegenden Werk um die restlose Klarstellung und Sicherung der »Verantwortung des Menschen schlechthin«. Wir werden gleich sehen, was das konkret bedeuten soll und warum Brunner darin eine notwendige Korrektur zu der Position Karl Barths und in etwa auch der Reformatoren und zugleich eine scharfe Abgrenzung gegenüber der katholischen Lehre vom Menschen wie auch gegenüber dem »humanistischen« Selbstverständnis des Menschen erblickt. Mit dieser Grenzziehung wird, zunächst noch ganz schematisch, der Ort der Brunnerschen Anthropologie angezeigt. Ob die Grenzziehung selber, wie sie bei Brunner durchgeführt ist, in allen Punkten stimmt, wird noch zu behandeln sein. Breit ausgeführt ist bei Brunner allerdings nur die Antithetik zwischen christlichem und nichtchristlichem (antiken und spezifisch neuzeitlichen) Menschenverständnis, die in einem unverföhnlichen Gegensatz zueinander gesehen werden, während die katholische Lehre oder das, was Brunner dafür hält, zwar mit Bestimmtheit abgelehnt wird, aber von ihm (im Unterschied von Barth) gewissermaßen noch immer als eine christliche und eine theologische Möglichkeit Anerkennung findet.

Es ist eine Eigentümlichkeit dieses Brunnerschen Werkes, daß es außerordentlich klar geschrieben ist und dennoch sehr zwiespältig wirkt, wenigstens im ersten Ein-

¹ Emil Brunner, Der Mensch im Widerspruch. Die christliche Lehre vom wahren und vom wirklichen Menschen. (XV u. 572 S.) Berlin 1937, Furcht-Verlag.